PROLETARISCHES FEUILLETON

Solidarität

Von Fritz Bernhard

Ein großes Wort ist Solidarität.
Es gibt kein Land auf dieser weiten Erde,
Und sei es noch so fern, wo ein Proleț
Dies größte aller Worte nicht versteht.

Ein großer Sinn ist Solidarität.
Es ist der Sinn der stärksten Kraft der Erde,
Die über alle andern Kräfte geht
Und stärker als die stärkste Festung steht.

Die große Tat ist Solidarität.
Die Riesenmacht der Armen dieser Erde,
Die mit Millionen überall besteht,
Die sturmbereit in allen Ländern steht,
Wenn es zur letzten Kampfentscheidung geht,
Damit uns Arbeit, Brot und Freiheit werde . . .

Kunst und Erkenntnis

Arbeitsgemeinschaften des Bundes revolutionärer Künstler

Die Arbeitsgemeinschaften Satire, Malerei, Bühne, Gebrauchsgraphik und Film des Bundes revolutionärer bildender Künstler brachten vor einigen Tagen ein Mitteilungsorgan „Stoßtrupp" heraus, das von nun an regelmäßig erscheinen soll. Wir entnehmen dieser graphisch interessant aufgemachten Zeitschrift folgenden grundsätzlichen Artikel.

„Du ist ein Künstler, so weltfremd wie ein Fisch", dies ist eine Ansicht über den Beruf bzw. über die „Berufung" des Künstlers, der man nicht selten begegnet. Sind nun die Graphiker, Maler und Bildhauer nicht wirklich eine Kreuzung zwischen Sterngucker und Gefühlsbeschauer, deren Devise die Spießerweisheit „Künstler, bilde, rede nicht", in folgender Ueberreichung der Weltwahrheit verwandelte: Künstler, bilde, denke nicht!

Wir müssen feststellen: diese Sorte des denkscheuen Künstlers steht heute ausnahmslos im Lager der Bourgeoisie und die Furcht vor dem konsequenten Denken ist stets eine hervorstechende Eigenschaft der absteigenden, von der Geschichte zum Untergang verurteilten Klassen gewesen. Die Bourgeoisie samt ihren Künstlern müßte ihrem bevorstehenden Untergang und die historische Mission des Proletariats mit wissenschaftlicher Exaktheit erkennen, wenn sie fähig wäre, die Tatsachen so zu sehen, wie sie wirklich sind. Todkranke Körper brauchen aber Illusionen über ein angebliches „ewiges Leben" und für tödlich kranke Klassen und ihre Künstler wird das Denken zu einer gefährlichen Angelegenheit, weil es an den nahen Tod, an die Unentrinnbarkeit der eigenen Klassenexistenz gemahnt. Darum flüchtet eine stattliche (allerdings immer geringere) Zahl bürgerlicher Künstler von der Erkenntnis und Gestaltung der Wahrheit in die romantischen Gefilde einer angeblich „reinen" Kunst, des „l'art pour l'art" (Kunst um der Kunst willen). „L'art pour l'art", Kunst um ihrer selbst willen müßte aber richtig heißen:

L'art pour Capital, Kunst um des Kapitals, um des Kapitalismus willen.

Denn eine jede Flucht des Künstlers in weltfremde Sphären ist gleichzeitig ein Ausweichen vor den entscheidenden Fragen der Gegenwart und wirkt sich als Ablenkung vom Klassenkampf, wenn es der „reine" Künstler dessen auch nicht immer bewußt ist, stets zu Gunsten des Kapitalismus aus.

Wir leben heute, wie die Falschisierung der Kunst in Deutschland zur allerdings nur scheinbaren Umkehrung der L'art-pour-l'art-Auffassung drängt, zu einer direkten, nicht mehr „reinkünstlerisch" verschleierten Aufforderung: „Bilde Künstler für die Kirche bzw. die Schwerindustrie". Früher wurde die bürgerliche Kunst durch die blaue Blume der Romantik und die „Neue Sachlichkeit" ist auch nur eine Abart der Romantik), heute soll sie deutscher werden und mit dem Zaunpfahl winken.

Dies und noch vieles andere gilt es in den Arbeitsgemeinschaften und innerhalb der Schulungsabende des Bundes bildender Künstler klar zu erkennen. Da wird und soll betont werden: Künstler, du mußt denken lernen, du mußt auf der Höhe der gegenwärtig höchsten Stufe der menschlichen Erkenntnis stehen, du mußt ein dialektischer Materialist werden, wenn du kein Nachzügler des Lebens, keine lächerlich überholte Figur, sondern ein wirklich zeitgemäßer, revolutionärer Gestalter sein willst! Mit diesem Hochhalten der menschlichen Erkenntnis knüpft die proletarisch-revolutionäre Kunst an die besten Ueberlieferungen der ehedem revolutionären bürgerlichen Kunst an: an Leonardo da Vinci, Michelangelo, Dürer.

Hier haben die Arbeitsgemeinschaften und die Schulungsabende des BRBKD. eine wichtige Aufgabe zu erfüllen: immer breitere Schichten der proletarischen und proletarisierten Künstler zu kollektiver Arbeit in den Kampf um die höchste Stufe der Erkenntnis einzubeziehen. Von ausschlaggebender Wichtigkeit daneben ist die praktische Arbeit, die innerhalb der Arbeitsgemeinschaften geleistet werden soll. Bei vielen Künstlern besteht der Wunsch, für die revolutionäre Arbeiterbewegung, mit Mitteln der Kunst wirkliche propagandistische Arbeit zu leisten. Sie haben bis jetzt noch den Weg der Verwirklichung nicht konkret finden können.

Da gilt es für die Arbeitsgemeinschaften einzuhaken. Sie sollen ein Wegweiser für die revolutionäre Praxis und ein Verbindungsorgan zwischen revolutionärer Arbeiterbewegung und immer breiteren Schichten der Künstler werden! Dutus.

Kleiner Abenteurerfilm

Ein talentierter Abenteurer, dessen Beruf die Schriftstellerei ist, kommt über mehrere Hintertreppen bürgerlicher Schreiberei ins Lager des revolutionären Proletariats auf Besuch. Dort will er das große Abenteuer finden. Er schreibt gute Artikel, aber das befriedigt ihn nicht. Al- arbeit — dafür ist er sich zu schade. Es muß etwas Besonderes sein. Er kapert ein Segelschiff, fährt damit in die Sowjetunion. Arbeitet dort, während in Deutschland die Lage sich auf den Oktober 1923 zuspitzt, am Wiederaufbau zerstörter Kleinindustrie mit. Die Sache geht ihm nicht schnell genug. Die Sowjetunion ist nicht das Abenteuer, das er erwartete. Sie ist ein Land, das ernste Ziele sieht und erkämpft.

Der Abenteurer kehrt also nach Deutschland zurück. Vielleicht bringt 1923 das ganz große Abenteuer?! Auch hier wird sein Sensationsbedürfnis nicht befriedigt. Also kehrte er dem Proletariat den Rücken, geht in seine Klasse zurück. Er beginnt für alle und alles zu schreiben. Er ist, wie gesagt, talentiert, hat den richtigen Riecher. Er schreibt für Blätter aller Richtungen, für Handelsteil und Feuilleton. Er läßt sich subventionieren. Viele reiche Leute, manche Firmen lassen sich von seiner Wendigkeit bestechen, wenn sie sich gedruckt sehen wollen. Sie geben ihm Geld, bis der Schwindel offenbar wird. Dann sucht er sich neue Hilfsquellen.

So schreibt und läuft er sich durchs Leben. Gründet Pressekorrespondenzen, verkauft sie und gründet neue, schnappt den Verkäufern die Kunden wieder weg. Er erleidet auch Rückschläge, wenn seine „Kombinationsgabe" aus Tatsachen Märchen macht. Die Kaufleute wollen nicht mit Märchen, sondern mit Tatsachen bedient werden.

In der fortschreitenden Krise ist die Subventionsbereitschaft rückschrittlich. Der Schriftsteller muß andere Hilfsquellen suchen. Er hat aus seiner proletarischen Zeit eins mitgenommen: die Erkenntnis von der Verfaulung der bürgerlichen Klasse. Er sieht sich von ihr bezahlen, aber er verachtet sie. E- gibt Bürger, denen das imponiert. Er findet Gleichgesinnte. Sie lassen ihn an ihren Geschäften teilnehmen. Die Geschäfte gehen nicht immer gerade Wege. Aber Alkohol ist teuer. Man muß auch krumme Wege gehen, wenn man an Stelle — Abenteuers den Alkohol gesetzt hat.

Devisenschiebungen sind gefährliche Geschäfte. Schwindelmeldungen — damit hat der Staatsanwalt wenig zu tun. Mit Devisenschiebungen viel. Der Laden geht hoch. Unser Schriftsteller hört es und verk-echt sich. Er hat Uebung im illegalen Leben. Er hat übera- -lernt, auch 1923 bei der Kommunistischen Partei, als m- ihn wegen des gekaperten Schiffes suchte.

Nun sucht man ihn wieder, findet ihn aber nicht. Sitzt er in der Sch-- Lebt er versteckt in Deutschland? Uns interessiert das nicht. Er wird schon wieder auftauchen, weiter nach schwindeligen Abenteuern suchen.

*

Nachschrift: Dies ist kein Filmentwurf. Der Abenteurer existiert. Er heißt Franz Jung. Alle bürgerlichen Zeitungen Berlins, viele in d- Provinz haben ihn abgedruckt, haben zum Teil große Geschäfte mit ihm gemacht. Aber heute, wo ihn der Staatsanwalt wegen Devisenschiebungen sucht, heißt es in dicken Buchstaben: „Der kommunistische Schriftsteller Jung wird gesucht". Jetzt schüttelt man ihn ab, jetzt will man ihn uns wieder aufpacken. Das sieht dieser Bande ähnlich. Die einzige Partei, die einzige Presse, die mit ihm garantiert seit Jahren nichts zu tun hatte, die kriegt von Bürgers Gnaden den „flüchtigen Verbrecher" Jung zurück. Und der Spießer am Kaffeetisch liest es, nickt mit dem Kopf und sagt: „Ja, ja, diese Kommunisten — — lauter Verbrecher. . ."

P. Br.

Die Gesinnung von Mr. Kix und Mr. Kox

Auch wenn ihr es nicht glaubt — die Geschichte ist wirklich passiert. Und zwar in der kleinen Stadt Butte in Montana, einem Staate in USA. Die beiden Hauptpersonen sind die beiden leitenden Redakteure der zwei Tageszeitungen von Butte.

Butte ist ein Industriestädtchen in Montana. Und Montana ist ein Staat in USA, wie Baden ein Staat in Deutschland ist. Der Beherrscher von Butte, ja von ganz Montana, ist die Anaconda-Copper-Company, die große Kupferbergwerksgesellschaft. Wenn z. B. ein Lehrer in Montana eingestellt wird, so wird erst untersucht, wie er zur Bergbauindustrie steht, ob er für niedrige Steuern für die Zechenbarone ist, ob er patriotisch, das heißt in Montana, ob er bergbaulich gesinnt ist.

In diesem Städtchen Butte unter den geschilderten Verhältnissen passierte kürzlich die folgende Geschichte. Schuld an dieser Geschichte ist natürlich die Wirtschaftskrise, die nach einiger Zeit sogar zu den Zechenbaronen nach Montana kam, die immer weniger Kupfer loswurden, weil die anderen Industrien immer weniger Kupfer brauchten. Sie begannen daher zu sparen.

Natürlich sparten sie nicht an sich selber. Die Profite sollten weiter hochgehalten werden. Sie kürzten also zunächst die Löhne und Gehälter. Aber die Krise wurde immer schlimmer, und da gingen sie dazu über, auch andere Posten zu kürzen.

Unter diesen anderen Posten war einer, der hieß Ausgaben für Zeitungen. Zeitungen sind eine sehr wichtige Sache, denn die Presse ist eines der wichtigsten Mittel, um Massenbetrug durchzuführen. Die Zechenbarone gaben daher jährlich riesige Beträge als Korruptions-Subventionen an die Presse aus. Sie machten dabei gar keinen Unterschied zwischen der demokratischen und republikanischen Presse, denn sowohl die demokratische wie die republikanische Partei waren kapitalistische Parteien.

Auch die beiden Zeitungen in Butte wurden von den Zechenbaronen subventioniert. Die demokratische Zeitung erschien morgens und die republikanische Zeitung erschien abends. Morgens schrieb Mr. Kox seine Leitartikel, in denen er die Zechenbarone pries, und abends schrieb Mr. Kix seine Artikel, in denen er ebenfalls die Zechenbarone pries.

Eines Tages kam nun ein Agent der Zechenbarone in die Redaktionen der beiden Zeitungen und erklärte, daß die Zuschüsse gekürzt werden müßten. Darob herrschte natürlich größte Bestürzung. Was sollte man nur tun? Die Gehälter waren doch schon nicht sehr hoch. Man erklärte dem Agenten, daß dann eine Zeitung eingehen müßte.

Der Agent berichtete den Zechenbaronen. Die aber wollten es nun nicht mit einer der beiden politischen Parteien dadurch verderben, daß sie ihre Zeitung eingehen ließen. Sie wollten schon die alten Zuschüsse weiterzahlen, als einer von ihnen auf eine gute Idee kam, die auch durchgeführt wurde.

Mr. Kox wurde entlassen. Und Mr. Kix wurde beauftragt, von jetzt ab jeden Tag zwei Leitartikel zu schreiben. Einen demokratischen Leitartikel am Morgen für die demokratische Zeitung und einen demokratischen Leitartikel am Abend für die republikanische Zeitung.

Auf diese Weise wurden alle Schwierigkeiten gelöst. Die Zechenbarone sparten etwas Geld und konnten weiter die Profite hochhalten und die demokratische und die republikanische Zeitung blieben weiterbestehen.

Nur Mr. Kox hatte keine Arbeit mehr, und Mr. Kix hatte doppelte Arbeit.

So hatten beide Parteien ihre Freude.

Wer gewinnt die Wette? Von R. Syk

Ein niedriger, wackliger Zaun, der sich zwischen einer grün gestrichenen und einer mit schwarzer Dachpappe benagelten Laube hinzieht, kann doch — soll's der Teufel holen! — nicht verhindern, daß Martin Arndt und Karl Wegrich endlich einmal miteinander einig werden. Das denkt jeder in der Kolonie, und wenn nach Feierabend die beiden Männer vor ihren Ställen, der eine vor seinem grünen, der andere vor seinem schwarzen, sitzen, dann ziehen die Nachbarn, Männer und Frauen, die Gartentüren hinter sich zu und gehen miteinander zu „Karl und Martin". Denn es dauert nur wenige Minuten, bis die beiden Männer, jeder auf seinem Grundstück, sich an dem erbärmlichen Zaun gegenüberstehen wie Hähne, die ihre Kräfte und ihre harten Schnäbel schon gemessen haben und alle nicht mehr blind in den Kampf gehen. „Politischer Abend bei Karl und Martin", heißt's in der Kolonie — das weiß jedes Kind. Beschwerden von entfernt wohnenden Laubenbesitzern sind schon beim Verband eingegangen: man könne nachts nicht mehr schlafen, weil die ganze Kolonie auf den Beinen sei, und man bäte um Maßnahmen. Es half aber alles nichts, und die Zaunpfähle, an denen sich die beiden Männer beim Sprechen festhielten — die Zuschauer folgten diesem Beispiel so schnell wie den Reden — wurden immer wackliger.

Am Ende des letzten Sommers schienen Rede und Gegenrede abzuflauen und man prophezeite Einigung zwischen „Grün" und „Schwarz", wie man die Parteien nach der Farbe ihrer Hütten getauft hatte.

Aber im Frühjahr zeigte sich, daß alles beim alten geblieben war: An einem Abend zu Beginn des März zog Karl seine Fahne am Maste hoch, deren rote Falten vom Winde geschlagen wurden, und gleich darauf sahen die Kolonisten auch Martins Fahne, die keine zehn Meter von Karls entfernt ihre drei Farben zeigte. Nur im schwarzen Feld war eine Ecke rot eingesetzt. Diese Ecke wurde „Karl" genannt. (Das rote und das goldene Feld erhielten im Laufe der Zeit verschiedene Namen.)

Unter den beiden Fahnen wurde an einem dieser Märzabende und im Beisein aller Zuschauer zwischen Martin und Karl eine Wette abgeschlossen, die wiederum eine lange und verwickelte Kette von Wetten zwischen den einzelnen Kolonisten hinter sich herzog und fast alle Lauben in den Kampf mit hineinbrachte. Man setzte auf „Grün" oder „Schwarz", und der Streit um den Sieger nahm jeden Tag an Heftigkeit zu.

„So sicher dieser Kirschbaum blühen wird", hatte Martin an einem Abend gesagt, „so sicher wird Hindenburg Hitler schlagen."

„Und so wacklig wie dieser Zaun hier", hatte Karl geantwortet und den Zaun geschüttelt, daß ein paar lockere Staketen herausfielen, „so wacklig wird Hindenburg gegen Hitler stehen. Und da drück ich mich noch milde aus."

Die Wette stand. Gewann Martin, dann sollte Karl den brüchigen Zaun in Ordnung bringen. Siegte aber Karl, dann mußte Martin sein Windrad, das er an vielen Abenden kunstvoll geschnitzt hatte, mitsamt der Stange vor Karls Laube aufpflanzen.

Zehn Meter voneinander entfernt, an gleich hohen Masten, wehten die beiden Fahnen, Karls und Martins, fast den ganzen April hindurch. Am 1. Mai sah man sie zum letzten Male zusammen. Seitdem wurde es ruhiger in der Kolonie.

Bis an einem Junimorgen, es war sehr früh und fast niemand ließ sich noch sehen, Anni, Bleschkes Zehnjährige, durch die Gänge der Kolonie fegte und schrie: „Das Windrad steht vor Karls Bude!"

Am Abend war Aufruhr an der schwarzen und der grünen Laube, aus dem eine neue Wette hervorging.

In drei Monaten, hatte Karl behauptet, würde vor Martins Laube eine Fahne wehen, die seiner eigenen verteufelt ähnlich sehen würde. Martin hatte schwach dagegen gehalten. Siegte Martin, dann sollte er sein Windrad zurückbekommen. Behielt Karl recht, bekam er Martins Kirschen, die dann reif sein würden.

In der Kolonie herrscht Einigkeit: Man glaubt, daß im Herbst Karl und Martin zusammen Kirschen essen werden. Martins natürlich.

Verantwortlich: Alfred Hembrich, Berlin.